Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich zweimal, Sonntags u. nach Feiertagen nur einmal. Bezugspreis: wöchentl. 19,50 M., monatl. 45,— M., ausgezahlt bar frei ins Haus.
Für Abholer 40,— M.
Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock.
Verantwortlicher Redakteur: Paul Bugdahn, Altona.
Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Buchhandlung: Erdgeschoß.
Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstraße 11, 1. Stock.

Einzelnumme morgens 1,— M., abends sowie Sonn- und Festtags 1,50 M.

Hamburger Echo

Anzeigen die elfgespaltene Petitzeile 11,— M. unter Ausschluß der „Geschäftlichen Rundschau“
Arbeitsmarkt 5,—, [illegible]
Familienanzeigen [illegible]
Kleine Anzeigen [illegible] die Zeile 6,— M.
Reklamezeile 50,— M.

Anzeigen-Annahme Fehlandstraße 11 im Erdgeschoß (bis 7 Uhr abends für den folgenden Tag), in den Filialen (bis 5 Uhr) und in allen Annoncen-Bureaus.
Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit.

Nr. 260. Mittwoch, den 7. Juni 1922 — Abend-Ausgabe. 36. Jahrgang.

Die Schuldigen.

Heine hat einst über die Gutmütigkeit des deutschen Volkes gespottet: „Die fromme deutsche Kinderstube ist keine römische Mördergrube.“ Die Zeiten sind längst vorbei. Solange auf dem deutschen Volk der stärkste politische Druck von oben lag und die deutschen Fürsten mit ihren Untertanen nach Belieben schalteten und walteten, waren politische Attentate in Deutschland so gut wie unbekannt. Die Parteien der politisch Unterdrückten in Deutschland haben stets den individuellen Terror verurteilt und ihn, wo sich Spuren von ihm zeigten, bekämpft. So war auch die Sozialdemokratie die entschiedenste Gegnerin der beiden vereinzelt dastehenden Attentate von 1878; trotzdem mußte sie als Folge von ihnen 12 Jahre Ausnahmegesetz erdulden, und keiner von den Tausenden von Familienvätern, die damals lediglich um ihrer Gesinnung willen aus ihrer Heimat hinausgestoßen, in die Ferne getrieben wurden, hat jemals den Versuch unternommen, sich an seinen Verfolgern mit der Waffe in der Hand zu rächen. So stark wirkte diese Erziehung von unten, daß selbst der Spartakismus trotz aller ungeheuerlichen Verwilderung niemals den politischen Mord gepredigt, ihn vielmehr stets abgelehnt hat.

Den politischen Mord in Deutschland einzubürgern, blieb jenen Gesinnungskreisen vorbehalten, denen die politische Freiheit und Gleichberechtigung ein Greuel ist. Seit Deutschland eine Republik ist, wird auf die Vertreter der Republik oder der republikanischen Gesinnung ein förmliches Jagen veranstaltet, ein heimtückischer Buschkrieg geführt, der neuerdings im Kasseler Fall auch zur Verwerdung der modernsten Kriegsmittel, der Giftgase, übergegangen ist.

Man sollte glauben, daß alle Kreise, die sich selber als national bezeichnen, eine solche Verwilderung der Sitten als „nationale Schmach“ empfinden müßten. Ein Blick in die Rechtspresse vom Dienstag belehrt uns eines anderen. Alle Kommentare der rechtsgerichteten Blätter sind genau nach derselben Schablone angefertigt: Erstens wird versichert, daß der Anschlag auf Scheidemann eigentlich ganz harmlos gewesen sei, zweitens wird erklärt, es sei ja noch gar nicht bewiesen, daß es sich wirklich um ein politisches Attentat gehandelt habe, und drittens — dies scheint die Hauptsache zu sein — wird der Ueberfallene in allen Tonarten beschimpft. Wenn auch selbstverständlich eine Billigung der Tat nicht ausgesprochen wird, es an formalen Verurteilungen gelegentlich nicht fehlt, so muß man doch sagen, daß diese Methode, die politische Mordseuche in Deutschland zu behandeln, eher geeignet ist, sie zu fördern, als sie zu bekämpfen.

Den Vogel schießt das Blatt des Landbundes, die „Deutsche Tageszeitung“, ab, indem sie sich aus der ganzen Sache einen Spaß macht und den Bericht mit der Ueberschrift versieht: „Der Mord mit der Klistierspritze“. Sie findet, daß an der ganzen Sache „die Komik überwiegt“. Dem Genossen Scheidemann macht das Blatt, ebenso wie die „Hamburger Nachrichten“, heftige Vorwürfe, daß er zweimal hinter dem Täter her geschossen habe. Es sei sein Glück, daß er nicht getroffen habe; sonst hätte er einen Totschlag auf dem Gewissen. Würde die deutsche Justiz im Geist dieses Artikels geleitet — und dazu fehlt doch immer noch einiges — so hätte Genosse Scheidemann noch eine Anklage wegen versuchten Totschlags zu gewärtigen. Dabei war zur Stunde, da die „Deutsche Tageszeitung“ ihre Ausführungen veröffentlichte, schon bekannt, daß Blausäure, das stärkste Gift, das es überhaupt gibt, zur Anwendung gekommen war, und daß Genosse Scheidemann es nur seiner ungewöhnlich kräftigen Konstitution zu danken hat, wenn er überhaupt mit dem Leben davonkam.

Die „Deutsche Tageszeitung“ leidet an Ahnungen, wenn sie voraussieht, daß dieser, wie sie sich ausdrückt, „immer noch relativ harmlose Vorfall“ zu einer skrupellosen Hetze gegen die Gesamtheit der rechtsstehenden Kreise in Deutschland benutzt werden wird“. Wenn schon das führende Berliner Organ der Agrarier das Kasseler Attentat in so infamer Weise behandelt, so kann man sich erst recht vorstellen, wie es in der kleinen Hetzpresse von Pommern, Bayern und anderen gesegneten Himmelsgegenden besprochen werden wird. Die gebührende Antwort darauf ist dann das, was die „Deutsche Tageszeitung“ „eine Hetze gegen die rechtsstehenden Kreise“ nennt. Natürlich behauptet niemand, daß die deutschnationalen Abgeordneten es wünschen und sich darüber freuen, daß ihre politischen Gegner mit Revolver und Gift aus dem Wege geräumt werden. Aber den Vorwurf kann man der Deutschnationalen Partei und ihrer Presse nicht ersparen, daß sie immer wieder durch die skrupelloseste persönliche Hetze die mörderischen Instinkte ihrer extremsten Anhänger aufstachelt und daß sie Taten, an denen sie zum mindesten nicht ganz unschuldig ist, nachher, wenn sie geschehen sind, zu beschönigen und zu bemänteln versucht. In welcher Weise wurde, um nur an ein Beispiel zu erinnern, da erste Attentat auf Erzberger bewitzelt, wie wurde da über den „kugelrunden, aber nicht kugelfesten Erzberger“ gehöhnt, und das Treiben wurde so lange fortgesetzt, bis das Opfer am Boden lag.

Das ist eine Blutschuld, die kein Regen mehr der Deutschnationalen Partei und ihrer Presse abwäscht. Man sollte eigentlich meinen, daß es in jeder Partei rechtschaffene Männer geben müßte und daß so etwas wie eine „Einheitsfront“ gegen das offenkundige schändliche Verbrechen möglich sein sollte. Wir müssen aber feststellen, daß sich von einer solchen Einheitsfront nicht das geringste bisher bemerken läßt und daß man bisher noch keine rechtschaffenen Männer aus der Deutschnationalen Partei gefunden hat, die öffentlich ihre Stimme gegen die deutschvölkische Mordhetze erhoben hätten. Wir erwarten nichts von Ausnahmegesetzen. Aber das deutsche Volk bis weit in die Kreise hinein, die uns politisch sonst fernstehen, muß begreifen, daß einer Partei gegenüber, deren fanatischste Anhänger mit Revolver und Giftspritze arbeiten, und die nicht die Kraft findet oder nicht den Willen hat, solcher Scheußlichkeiten Herr zu werden, eine Ausnahmebehandlung durchaus am Platze ist. Eine solche Partei zieht selbst eine Grenze zwischen sich und der menschlichen Zivilisation, und jede Unterstützung, die ihr aus der Mitte des deutschen Volkes wird, ist wahrhaft eine nationale Schmach!

* * *

Staatsanwaltschaftsrat Dr. Schmitz ist vom Justizminister mit der weiteren Untersuchung des Attentats auf Oberbürgermeister Scheidemann betraut worden. Er hat mit dem Kriminalkommissar Gropengießer eine genauere Untersuchung des Tatbestandes vorgenommen und ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Anschlag, der von dem Täter mit großer Vorsorge vorbereitet war, von einem Auswärtigen ausgeführt worden ist. Alle Nachforschungen nach dem Täter sind bisher ergebnislos gewesen. Zum Protest gegen das Attentat ruht am Mittwoch von 12 bis 1 Uhr mittags die Arbeit in sämtlichen Betrieben Kassels. Um 4 Uhr findet eine große Protestkundgebung statt, nach der die Arbeiter vor das Rathaus ziehen werden, wo Scheidemann sprechen wird.

Frankreich isoliert?

SPD. Berlin, 7. Juni. (Drahtbericht.)

Die Reparationskommission wird sich heute mit dem Ersuchen des Anleihekomitees um Präzisierung seines Mandats beschäftigen. Die französische Regierung weicht mit ihrer Meinung auch in dieser Frage von der Auffassung der italienischen und englischen Vertreter wesentlich ab. Nach Ansicht Poincarés soll die Aufgabe des Anleihekomitees darin bestehen, festzustellen, ob eine internationale Anleihe gegenwärtig möglich ist oder nicht. Mit dieser Haltung glaubt das französische Kabinett verhindern zu können, daß das Anleihekomitee eine Herabsetzung der deutschen Schuld für notwendig bezeichnet. Sowohl die englischen wie die italienischen Vertreter sind der Meinung, daß dem Anleihekomitee kein Maulkorb angelegt werden darf, da es von größtem Interesse sei, die Meinung hervorragender Finanzmänner kennen zu lernen. Sollte die französische Auffassung noch im Laufe des heutigen Nachmittags nicht geändert werden und sich der italienischen beziehungsweise englischen Meinung nicht wesentlich nähern, so ist wahrscheinlich, daß der Wiedergutmachungsausschuß mit Stimmenmehrheit gegen den französischen Antrag beschließt, das Anleihekomitee um eine vorbehaltlose Meinungsäußerung zu ersuchen.

Es wird jetzt bestätigt, daß die im Laufe des Montags von der französischen Presse verbreiteten Mitteilungen, die von einer endgültigen Vertagung des Anleihekomitees und dergleichen sprachen, frei erfunden sind. Es ist anzunehmen, daß nach wie vor Falschmeldung verbreitete werden, deshalb muß äußerste Vorsicht anempfohlen werden.

WTB. Paris, 7. Juni. **Die „Chikago Tribüne“ berichtet, Poincaré habe durch Vermittlung von Dubois der Reparationskommission kategorisch erklärt, daß Frankreich in keine Herabsetzung der Reparationsziffer einwilligen werde.**

Die „Hamburger Nachrichten“ sind von der interalliierten Rheinlandkommission für die Dauer von drei Monaten verboten worden. Wir bedauern dieses Zeitungsverbot ebenso wie jedes andere. Es ist aber schließlich besser, die chauvinistische Hetzpresse bleibt aus dem besetzten Gebiet fort, als daß sie zum Schaden des deutschen Volkes nationalistische Erhebungen herbeiführt. Und jede Nummer dieses Blattes dient solcher Aufstachelung.

Stinnes für die Besetzung des Ruhrreviers.

Auf einer stark besuchten Versammlung von Wirtschaftsführern in Essen, die der Zweckverband nordwestdeutscher Wirtschaftsvertretungen und die Vereinigungen der Handelskammern des Niederrheins westfälischer Industriebezirke einberufen hatten, erklärte Hugo Stinnes am Schluß einer Rede, in der er die Frage einer internationalen Anleihe an Deutschland eingehend behandelte: Wir könnten aus den Anleiheverhandlungen unendlich viel Gutes bekommen, wenn die Geldgeber dafür sorgen, daß die Dinge in Europa so gestaltet werden, daß wirkliche gute Unterlagen durch die Anleihe für die europäische Wirtschaft geschaffen werden. Wir können aber durch eine kleine provisorische Anleihe in noch viel größeres Elend gebracht werden, als wir es jetzt schon haben. Ich muß betonen, wie ich es an anderer Stelle schon getan habe, daß ich die Gefahr, daß noch mehr deutsches Land besetzt wird, für geringer halte, denn den Franzosen würde dann gezeigt werden, daß sie damit nichts erreichen, als daß sie bei erhöhten Unkosten noch weniger bekommen. Man darf nur eine endgültige Lösung treffen, und wir müssen zeigen, daß die Quacksalberei mit unerträglichen Mitteln endlich einmal aufhören muß.

*

Der „Patriot“ Stinnes, von dem der Reichswirtschaftsminister Genosse R. Schmidt sehr richtig sagte, seine Politik sei eine Interessenpolitik und keine nationale, macht schon heute an den zwangsmäßigen deutschen Kohlelieferungen an die Entente ein so gutes persönliches Geschäft, das ihn natürlich eine Besetzung des Ruhrreviers absolut nicht stören würde. Aus Feindschaft gegen die „Quacksalberei“ (lies: Erfüllungspolitik!) aber den Mißerfolg der Anleiheverhandlungen zu wünschen und neue Landesteile den Leiden der Besetzung frivol auszuliefern zu wollen, dazu gehört schon ein so robustes Gewissen, wie es nur dem rücksichtslosesten Kapitalismus eignet.

Die Maßregelungen der Eisenbahner.

Ein bürgerliches Korrespondenzbureau verbreitet die Nachricht von einem angeblichen Schritt der gewerkschaftlichen Spitzenverbände beim Reichskanzler. Danach habe sich eine Kommission, bestehend aus Vorstandsmitgliedern des Deutschen Beamtenbundes, des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes und der Reichsgewerkschaft zu Dr. Wirth begeben, um ihn zu bitten, seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß weitere Disziplinarverfahren nicht mehr durchgeführt werden. Der Reichskanzler habe jedoch den Empfang der Kommission abgelehnt und den Gewerkschaftsmitgliedern erklären lassen, daß in der Disziplinarfrage die vom Kabinett beschlossenen Maßnahmen in Geltung bleiben. Weiter heißt es: „Der Deutsche Beamtenbund und der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund wollen jetzt ohne die Reichsgewerkschaft versuchen, für die bereits gemaßregelten oder die noch unter Anklage stehenden Beamten einzutreten.“

An diesen verbreiteten Mitteilungen des Korrespondenzbureaus ist kein wahres Wort. Es hat sich keine Kommission zum Reichskanzler begeben. Dieser konnte deshalb auch den Empfang nicht ablehnen. Ebensowenig haben der Deutsche Beamtenbund und der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund die Absicht, ohne die Reichsgewerkschaft einen entsprechenden Schritt zu tun. Der tendenziösen Falschmeldung gegenüber kann nur festgestellt werden, daß in den nächsten Tagen eine Aussprache zwischen dem Reichskanzler und den Vertretern der Spitzenorganisationen in der Frage der Maßregelungen bevorsteht. Ueber das Ergebnis werden wir berichten.

Der Darmkatarrh S. M. Lenins.

Die „Rote Fahne“ gibt folgendes „Bulletin“ wieder:

„Am 24. Mai erkrankte Lenin an einem heftigen Darmkatarrh mit einer Temperaturerhöhung von 38,5. Infolge der vorhergehenden allgemeinen Uebermüdung zog diese Erkrankung eine Verschlimmerung des Nervenzustandes und kleine Störungen in der Blutzirkulation nach sich, was sich jedoch nach einigen Tagen wieder hob. Gegenwärtig ist die Temperatur normal, das Allgemeinbefinden gut. Der Kranke, dem für die nächste Zeit allgemeine Ruhe vorgeschrieben ist, befindet sich auf dem Wege völliger Erholung.“ Das Bulletin ist von Prof. Förster, Prof. Kramer, den Doktoren Lewin, Koschewnikow, Gautier und dem Volkskommissar für Gesundheitswesen, Semaschko, unterzeichnet.

*

Die bürgerliche Presse hat Lenin schon so oft totgesagt, daß er, wenn ihm für jedes Mal nur ein Lebensjahr hinzugelegt würde, weit mehr als 100 Jahre alt werden müßte. Ist hier der Wunsch und die allgemeine Sensationslust der Vater des Gedankens, so zeigt das ausgegebene sowjetrussische „Bulletin“, wie völlig der bolschewistische Staat in seinen Formen dem kaiserlichen gleicht. Entweder die Erkrankung Lenins ist eine so geringfügige, wie der von sechs Aerzten unterschriebene Bericht über den allerhöchsten — Darmkatarrh glauben machen will, dann wirkt dieses Bulletin geradezu lächerlich, oder aber — und dies wird wohl den Tatsachen näherkommen — Lenin ist wirklich ernstlich krank und in Gefahr; dann ist die Methode der Geheimdiplomatie, mit der sein für den Bolschewismus kostbares Leben umgeben wird, nur ein weiteres Zeichen für das absolutistische Regime, von dem Rußland beherrscht wird.

Die Koalitionsfrage in Italien.

Während die Uebernationalisten in Italien ihr politisches Verständnis durch Mord, Raub und Plünderung dokumentieren, während sie Palastrevolutionen in ganzen Städten und Gemeinden hervorrufen, vollzieht sich im politischen Leben Italiens eine Wandlung von großer Bedeutung. Es ist an dieser Stelle des öfteren darauf hingewiesen worden, daß Sozialisten und Katholiken in Italien die absolute Majorität besitzen. Nur die bisherige Aktionenpolitik der Sozialisten konnte verhindern, daß diese Tatsache in der Politik des Landes ihren klaren Ausdruck fand. Ein Teil der Sozialisten, die kommunistische Gruppe, steht vollkommen unter dem Einfluß Moskaus und glaubt ihre Ziele durch gewaltsame Treibereien und durch Straßenkämpfe mit den Faszisten erreichen zu können. Ein zweiter Teil, der etwa unseren Unabhängigen gleicht, wagt nicht offen gegen Moskau aufzutreten. Er glaubt bei einer wie auch immer gearteten Zusammenarbeit mit den Bürgerlichen den sozialistischen Prinzipien etwas zu vergeben. Der dritte Teil endlich hält es für unvernünftig, auf parlamentarische Machtmittel zu verzichten, die der Aufstieg der Partei an die Hand gibt.

Die politische Lage in Italien ist heute tatsächlich so, daß gegen die Sozialisten nicht regiert werden kann, daß es aber ebenso unmöglich ist, mit ihnen zu regieren, weil sie das ablehnen. Unter diesen Umständen sind die Rechtsdemokraten, die man etwa mit unsern alten Nationalliberalen vergleichen darf, unverhältnismäßig stark in der Regierung vertreten. Die Popolari (Katholiken) und Linksdemokraten, die zu einer Koalition mit den Sozialisten bereit sind, müssen auf die rechtsgerichteten Elemente infolgedessen mehr Rücksicht nehmen als es an und für sich notwendig wäre. Bei diesem Verfahren klappen ihnen aber die Sozialisten als Bremsklotz an den Wagen. Das parlamentarische Getriebe leidet unter diesem Zwiespalt. Die Ministerkrise vom Februar dieses Jahres mit ihren endlosen Geburtswehen erwies das zur Genüge. Die Faszisten hätten nie die schädliche Machtstellung einnehmen können, die sie heute besitzen, wenn eine klare Linksregierung das Heft in Händen gehabt hätte.

Es ist bekannt, daß der letzte Parteitag der italienischen Sozialisten seine Mitglieder dahin band, die Bürgerlichen innerhalb des Parlaments und in der Regierung nicht zu unterstützen, und daß diese Frage während der letzten Regierungskrise eine große Rolle spielte. Inzwischen hat sich die Sachlage verschoben. Papst Pius XI., das neue Oberhaupt der Katholiken, hat gezeigt, daß er im politischen Leben durchaus keine Marmorsäule zu sein gewillt ist. Er suchte seine Bundesgenossen da, wo sich ihm eine günstige Bundesgenossenschaft bietet. Wenn die Sachlage es erfordert, ist er bereit, auch mit solchen Leuten zusammen zu arbeiten, gegen die als Menschen er eigentlich den großen Bannstrahl schleudern müßte. Es hat sich in der Zwischenzeit aber auch erwiesen, daß der andere große Papst des alten Weltteils viel weniger päpstlich ist als seine Anhänger. In Rußland ist der Kommunismus — der ja eine Wirtschaftsform und nur das ist — mit Schimpf und und Schande davongejagt. Lenin hat das wiederholt so überaus deutlich ausgedrückt, daß man nur schwer verstehen kann, wie es noch Leute gibt, die an die Potemkinschen Dörfer eines politischen Kommunismus in Sowjetrußland glauben. Tschitscherin schließt mit der katholischen Kirche Verträge ab und tafelt mit dem König von Italien. Die Sowjetregierung und das internationale Kapital gehen eine Arbeitsgemeinschaft miteinander ein. Das ist ein Prozeß, der sich nicht umgehen läßt, wenn Sowjetrußland nicht zugrunde gehen soll, aber es ist doch auch eine Entwicklungsstufe, an der man ebensowenig im übrigen Europa vorübergehen kann.

Es ist deshalb nur konsequent, wenn die sozialistische Gruppe der italienischen Kammer sich nunmehr entschlossen hat, jedes Ministerium mit ihren Stimmen zu unterstützen, das die Wahrung der Gesetze und der Freiheiten garantiert. Das ist ein Schritt weiter auf dem Wege zum Parlamentarismus, ein Schritt, der den Einfluß der Sozialdemokratie zwangsläufig erhöhen muß. Es ist überhaupt nicht denkbar, innerhalb eines parlamentarischen Systems auf einem andern als auf diesem Wege seinen Willen durchzusetzen. Der Beschluß der sozialistischen Kammergruppe wurde mit 44 gegen 20 Stimmen angenommen; soweit die Umfrage beendet ist, sind ihm bisher 60 Abgeordnete beigetreten, während 30 an der vom Parteitag gebotenen Taktik festhalten. Die Parteileitung ist mit dem Beschluß nicht einverstanden, während die Gewerkschaften ihn lebhaft begrüßen. Ein Parteitag, der für den 10. Juni nach Rom berufen wird, soll zu der Frage von neuem Stellung nehmen. Es wird interessant sein, zu sehen, wie die Unentwegten unter den veränderten Verhältnissen ihren Standpunkt verteidigen werden. Pessimistien sprechen schon heute von einer Spaltung. Das ist nicht ganz richtig. Entweder haben wir die Spaltung in Italien bereits seit Jahren, und dann wäre es nur nützlich, wenn Klarheit geschaffen würde, oder aber dem doktrinären Flügel steht die Einheit der Partei höher als der Wunsch, persönliche Ansichten über taktische Fragen einer sehr energischen und zielbewußten Gruppe aufzuzwingen, und dann wird es zu keiner Spaltung kommen.

Eine andere Frage ist, wie sich der Beschluß der Kammergruppe im politischen Leben bemerkbar machen wird. Vielleicht ist es nicht ohne Bedeutung, wenn kurz nach der besprochenen Entschließung Popolari und Linksdemokraten einen Antrag der Faszisten ablehnten, die Diskussion über die Annullierung von Wahlen der Abgeordneten unter 30 Jahren aufzuschieben. Die Faszisten werden durch diese Abstimmung jedenfalls 6 Abgeordnete verlieren. Bei einer weiteren Abstimmung wurde die Wahl von 4 faszistischen Abgeordneten annulliert. Das sind Anzeichen, die darauf hindeuten, daß Regierung und Kammer, die bisher den Faszisten weitgehende Schonung angedeihen ließen, ja, was die erstere anbelangte, angedeihen lassen mußte, nunmehr energischer vorzugehen gedenken. Damit kommen sie einer Forderung entgegen, die die Sozialisten bisher

Staud des Dollars (vorbörslich) 295.

Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig.

Eine Novelle von Franz Werfel.

[8]

Er eilte einem höheren Offizier entgegen, mit dem er in einer Tür verschwand.

Ich zog es vor, auf dem Gang zu bleiben, der wilder als eine Straße von hundert Schritten hallte. Plötzlich verstummte alles, das ganze Getriebe blieb wie angewurzelt stehen, Hände fuhren an die Hosennaht, Hacken klappten aneinander, Köpfe erstarrten in scharfer Wendung.

Es klirrte die Stiege hinauf, das Schweigen durchbrach ein mit erhobenen Stimmen geführtes Gespräch.

Von zwei Stabsoffizieren flankiert, die angestrengt und ergeben ihr Ohr neigten, schritt ein General mit fabelhaft spiegelnden Lackreitstiefeln, breiten rotstreifigen Breeches und hellblau-goldknöpfigem Waffenrock über den Gang.

Er nahm von keinem der regungslos Versteinerten Notiz, schritt auch an mir vorbei, ohne den Allzunichtiges nicht beachtenden Blick von meiner Gestalt abzuwenden. Ich stand ebenso wie die andern, herausgedrückter Brust und zurückgeworfener Schultern da.

Der General hatte die graue Kappe des hohen Militärs abgenommen. Sein Haar war weiß, sein kurzgestutzter Schnurrbart schwarz gefärbt.

Ich erwischte ein Stück des Gesprächs:

„Das fällt nicht in mein Ressort. Der Akt muß an die Statthalterei weiter geleitet werden . . .“

Die Stimme kannte ich nur zu gut. Aber dieses Gesicht?

Es war seinen Weg gegangen.

Ich lehnte mich — meine Stirne war kalt und feucht — müde an die Wand.

Wie ist das möglich?

Dieser Fremde hatte durch einen warmen Tropfen seines Leibes mich erzeugt. Ich also war ein Tropfen, ein Teil seiner Natur. Ich war er selbst — ich — dieser fremde General, der an mir vorbeigeht, an mir, den er als Tropfen einst verspritzt hatte!

„O schauerliches Geheimnis! —“

Der Rittmeister kam und führte mich in das Wartezimmer des Kommandanten:

„Exzellenz sind noch beschäftigt, einige Herren sind bei ihm. Du mußt noch warten, bis das Referat vorbei ist.“

Ich ließ mich auf einen Sessel, der gepolsterten Türe gegenüber, nieder. Noch einige Menschen warteten: ein eisgrauer Major, ein Staatsbeamter und eine ältere Dame.

Unvermittelt fiel mir eine Szene ein, deren Zeuge ich auf einem Bahnhof während meiner Reise gewesen war. Ein junger Mann, der mit gerötetem Gesicht ungeduldig, seine beiden Koffer in der Hand, am Fenster des Waggongganges gestanden war, bekam in dem Augenblick, da der Zug hielt, Tränen in die Augen, sprang, wie rasend das Trittbrett hinab und fiel einem alten Herrn in die Arme, der in nicht geringerer Bewegung ihn immer wieder ansah und immer wieder streichelte, ansah und streichelte. Das spielte sich zu windiger Nachtzeit ab — im wirren Schein der Lichter einer kleinen Station.

Ich allein war verstoßen!

Gut! Ich wollte von niemandem etwas. Ich brauchte niemanden. Auch hier sitzen und warten wollte ich nicht, ewig ängstlich, ewig Sklave einer bindenden und lösenden Macht, ewig vor der Türe jener Bataillonskanzlei, wo ich meine Schulaufgaben vorweisen mußte.

Die Polstertüre öffnete sich. Der General begleitete einen sehr vornehmen Zivilisten zum Ausgang. Der uralte Major stand zitternd stramm.

Ohne die Anwesenden und mich auch nur eines Blickes zu würdigen, kehrte mein Vater in sein Arbeitszimmer zurück.

Ich wartete und wartete.

Erbitterung, die Sehnsucht, nach so langer Zeit wieder gut zu wirken, Unsicherheit eines Angeklagten, kurz hundert widersprechende Gefühle peinigten mich und machten mich krank.

Endlich waren alle anderen abgefertigt. Der Rittmeister winkte mir.

„Bitte!“

Ich trat in den großen, plüschig aufgedonnerten Arbeitsraum.

Mein Vater saß am Schreibtisch und schrieb.

Bebend verharrte ich sehr fernab in Habtachtstellung.

Der Vater beachtete mich nicht und schrieb.

Ich räusperte mich nicht.

Mein Vater reichte dem Adjutanten ein unterfertigtes Dienststück.

Der Rittmeister entfernte sich, der General sah eine halbe Minute zum Fenster hinaus — dann erhob er sich und trat mir — o, schon ein wenig steifbeinig — entgegen.

Im Abstand der vorgeschriebenen Ehrfurcht blieb er stehen. Sein Gesicht war nicht mehr blaß, grünlichgelb von dem verbissenen Ehrgeiz des Vierzigjährigen wie früher, sondern zeigte schon die lila roten Wangen eines Herrn, der in den Gesellschaften zu Hause ist, wo nur die besten Weine serviert werden.

Starr und ohne Interesse sah er mich an. Ich fuhr in der üblichen vorschriftsmäßigen Weise zusammen und schrie:

„Exzellenz, ich milde mich gehorsamst zur Stelle.“

„Danke . . . bitte kommod zu stehen!“

Dann reichte er mir drei Fingerspitzen seiner Hand und meinte:

„Da bist Du also!“

Er trat zum Schreibtisch und wühlte ein Staatstelegramm hervor:

„In Deiner Angelegenheit hat sich zu Deinem Glück herausgestellt, daß Du der Schuldige nicht bist! Jetzt eben ist das Telegramm des Kommandanten eingetroffen.

Wie dem auch sei, ein Offizier von Ehre vermeidet es, seinen Namen in eine Sache zu mischen, die unreinlich ist. Da gibt es fast nicht mehr Schuld und Unschuld. Ich habe alles getan, meinen Namen in dieser Geschichte vor einer ehrenrührlichen Untersuchung zu schützen.“

„Ich habe für die Spielschuld eines Kameraden gebürgt.“

„Dummheit! Deine alten Laster habe ich nur zu gut erkannt. Renitenz, Indolenz und Schlaffheit.“

„Ich habe geglaubt, . . .“

„Ein Soldat hat nicht zu glauben!“

Ich wollte etwas erwidern. Der General verwarf es mit einer Handbewegung. Wut und Ohnmacht würgten mich.

Er trat dicht an mich heran und musterte mich erregt.

„Du siehst nicht vorteilhaft aus,“ sagte er. „Man könnte Dich für einen richtigen Doktor, für einen Reserveoffizier oder Sanitäter halten, für so einen, — der über Thermometer oder Brunzflaschen gebietet. —

Sieh' Dir die jungen Leute hier an, wie sie schneidig sind und lern' etwas von ihnen!“

„Ich habe nicht die Mittel, mich gut auszurüsten!“

„Ich habe die Mittel auch nicht gehabt und wie habe ich ausgesehen!“

Der Vater warf seine Zigarette weg und blies den Rauch durch die Nase.

„Vergiß nicht, daß Du nicht für Dich allein stehst, sondern auch für meinen Namen, den Du trägst, verantwortlich bist. Jetzt kommt die Reihe an Dich, mir gegenüber Deine Pflicht zu erfüllen.“

„Deine Pflicht hast Du nicht erfüllt!“ O, ich wollte es ihm ins Gesicht schreien. Feig aber blieb mir das Wort im Halse stecken.

Der General ging auf und ab.

„Ich tue das Menschenmöglichste für Dich. . . Deine Konduit ist schlecht. Sie gibt Dir keine Aussichten, im Frontdienst etwas zu erreichen. — Deine Vorgesetzten aber halten Dich für intelligent. Ich richte mich danach und habe Dich für die Kriegsschule anmelden lassen. Du kannst morgen schon im Kurs erscheinen. Glücklich schätzen sollst Du Dich!“

Erschöpft und gerührt von einem solchen Aufwand an Fürsorge ließ er sich nieder. Er fragte: „Wo wohnst Du?“ Doch ehe ich noch Antwort geben konnte, schnitt er ab: „Das ist ja gleichgültig.“

Meine Nerven ließen nach wie die Saiten einer Geige.

„Du siehst, ein General auf meinem Posten ist äußerst in Anspruch genommen. Ich hoffe Dich aber am Abend bei mir zu begrüßen. Du kannst mit uns soupieren. Bei dieser Gelegenheit (hier wurde er unsicher, welchen Ausdruck er wählen solle) wirst Du — Deine — meine Gattin kennen lernen. Wir haben uns lange nicht gesehen. Warum bist Du eigentlich nie auf Urlaub gekommen? Nun, ist schon gut! Also! Servus dieweil bis zum Abend. Danke!“ Er hob das Telephon ab, sah zur Seite und ich war entlassen.

Ich ging, Schritt für Schritt, bewußtlos, quer über die Straße. Plötzlich erfaßte mich ein Irrsinnsanfall.

„Ich würge ihn!

Ich würge ihn!

Ich würge ihn!“

Ich drosselte mit meinen Händen wollüstig einen kalten Hals. Es war eine Laterne. Ein Gigerl lachte, ein Arbeiter sah mir kopfschüttelnd nach.

„Der Herr Leutnant!“ mochte er denken.

„Freimachen! Freimachen!“ flüsterte ich immer wieder vor mich hin.

Was hatte ich mit diesem fremden Greis zu schaffen, der seine Pflicht erfüllt hat. Was habe ich mit dem Militär zu schaffen! Ich habe nichts gelernt. O! Dennoch! Lieber verhungern!

Herunter mit diesen grünen Fetzen! Herunter mit diesen bunten Aufschlägen und silbernen Sternen!

Tschindara! Eine Regimentsmusik zog vorbei. An der Spitze tänzelte das Pferd eines dicken Hauptmanns.

Stramm salutierte ich.

Ich ging weiter. Sehnsucht erfaßte mich nach dem Vater meiner Kindheit, nach dem Plagegeist meiner Knabenjahre.

Ich sah das gelbe, schneidige Gesicht mit dem aufgezwirbelten Schnurrbart. Aber es war doch nahe gewesen, so nahe. Und ich hatte es so gefürchtet; aber so, wie man Gott fürchtet.

Werde ich je loskommen? Ist das Wahnsinn?

Ich beschloß, am Abend zu Hause zu bleiben. Es ist ja gleichgültig, wo ich wohne.

Ich gedachte meiner Mutter.

Sie hatte mir manchmal die Haare gewaschen.

(Fortsetzung folgt.)